

3. METHODISCHE ÜBERLEGUNGEN

3.1 Textfunktion: Autor – Text – Rezipient

„Die Funktion des spezifischen Textes ist bewusste (textliche) Konstruktion und durch methodische Rezeption analytisch ermittelbar.“¹ Dieser Arbeit liegt die Annahme zugrunde, dass der Autor den Text als ein bewusst geschaffenes Artefakt konstruiert hat und damit auch bestimmte Absichten verfolgt, die man als Intention² bezeichnen kann und die mittels einer methodischen Rezeption ermittelbar ist. Im folgenden Abschnitt soll unter dem Begriff der *Textfunktion* die Bedeutung des Zusammenhangs zwischen Autor, Text und Rezipient für eine narratologische Untersuchung von (historiografischen) Texten dargestellt werden. Die Textfunktion wird im Folgenden auch als *Textsinn* bezeichnet, insofern Sinnstiftung als Minimalfunktion aller Texte gelten kann.

3.1.1 Der Autor als Sender

Da diese Arbeit an der Schnittstelle zweier Disziplinen steht – und zwar mit sehr unterschiedlichen Vorstellungen davon, welche Rolle die Person des Autor bei der Interpretation von Texten spielt –, muss vorab geklärt werden, welche Autorenkonzepte bzw. Konzepte von Autoren-

1 KNAPE, 2013, S. 141.

2 Im folgenden Kapitel zur Textfunktion wird dargelegt, warum die Autorenintention ermittelbar ist. Einen Überblick zum Begriff findet sich bei WINKO, 2008. Vgl. auch DANNEBERG, 2008.

schaft der Analyse zugrunde gelegt werden.³ Während innerhalb der Literaturwissenschaften autorzentrierte Interpretationsmodelle und Versuche, eine Autorenintention zu ermitteln, als „naiv“⁴ gelten, sind die Einbeziehung des Autors einer Quelle oder zumindest Spekulationen über seine Person in der Geschichtswissenschaft eine Notwendigkeit der Textanalyse. Es ist offensichtlich, dass diese unterschiedliche Gewichtung und Beurteilung den unterschiedlichen Erkenntnisinteressen der jeweiligen Disziplinen geschuldet sind und dementsprechend auch innerhalb der Literaturwissenschaft je nach Erkenntnisinteresse variieren.⁵ Während sich der Historiker in der Regel nicht für den Text selbst, sondern für historische Ereignisse und Aktanten interessiert, über die der jeweilige Text Informationen liefern soll, muss/kann der literarische Text als Kunstwerk nur über sich selbst Informationen liefern und damit einfach nur für sich stehen. Jedoch finden sich auch in den Literaturwissenschaften historisch fokussierte Interpretationsansätze, bei denen die Einbeziehung des Autors sinnvoll erscheint, insofern sie die gleiche Funktion erfüllt wie im Rahmen der geschichtswissenschaftlichen Quellenkritik. Hier kann der biologische Verfasser eines Textes, der in Abgrenzung zum *Erzähler* oder *impliziten Autor* im Folgenden als *empirischer Autor* bezeichnet wird, z. B. als Validierungsinstanz fungieren oder dazu dienen, den Text in einer bestimmten Zeit und einem bestimmten Ort zu fixieren. Die Einbeziehung des empirischen Autors kann optional und ergänzend zu der Textanalyse erfolgen und dient durch die raum-zeitliche Fixierung vor allem der (historischen) Kontextualisierung des Untersuchungsgegenstandes. Dies ist relevant, da über die Kontextualisierung eine Spezifizierung der Textaussagen ermöglicht wird. Über die Einbeziehung des empirischen Autors als Validierungsinstanz können Annahmen über bestimmte Bedeutungsvarianten eines Textes bestätigt oder widerlegt werden.

3 Für einen Überblick über die Diskussion zum Autorbegriff vgl. die Beiträge in JANNIDIS, 2008. Aktueller ist der Artikel *Autor* von SCHÖNERT, [o.A.], www.lhn.uni-hamburg.de/article/author. Zur Entstehung, Ausprägung und Verwendung des Autorenbegriff in der Literaturwissenschaft vgl. JANNIDIS, 2008, bes. S. 4–11.

4 EBD., S. 4.

5 Eine systematische Auflistung von Interpretationszielen und damit zusammenhängenden Funktionen von Autorenkonzepten siehe EBD., S. 22–24. Zu den unterschiedlichen Interpretationskonzepten und der Rolle des Autors darin siehe JANNIDIS, 2008, S. 19–21.

Damit kann der Rezipient die Anzahl an potenziell relevanten Kontexten der Textaussage minimieren und damit die Komplexität des Textes reduzieren. Die Einbeziehung des empirischen Autors in die Interpretation dient also v. a. der Reduzierung von Komplexität und ist in dieser Hinsicht nie notwendig im eigentlichen Sinne.

Neben den empirischen Autor tritt ergänzend das Konzept des *impliziten Autors*.⁶ Der implizite Autor ist nicht mit dem empirischen Autor gleichzusetzen; vielmehr ist er ein Bild, das sich der Rezipient aufgrund des Textes vom Autor macht. Dementsprechend wird er auch als *Rezipienteninferenz* bezeichnet, d. h. als eine Schlussfolgerung, die der Leser aus den im Text vorgefundenen Indizien zieht.⁷ Er ist ein gedankliches Konstrukt, das sich aus den stilistischen, ästhetischen und ideologischen Eigenschaften eines Textes ergibt.⁸ Wenn also aus der Zusammenschau der im Text geäußerten Werte und Ansichten etwa eine bestimmte Weltansicht oder politische Agenda herauszulesen ist, schreibt der Rezipient diese zwar dem Autor zu, konstruiert ihn aber eher in seiner Vorstellung. Innerhalb der textbasierten Analyse der vorliegenden Arbeit ist in der Regel der implizite Autor gemeint, wenn von *Autor* die Rede ist; insofern sind die Gedankenwelt und Absichten des empirischen Autors letzten Endes nicht zweifelsfrei ermittelbar. In einem weiteren Schritt können und sollen die Ergebnisse dieser Analyse an ihren jeweiligen Entstehungskontext zurückgebunden werden, wofür dann der empirische Autor als Validierungselement und als Fixationspunkt dient.

6 Der implizite Autor ist eine Kategorie, die in der westlichen Literaturwissenschaft im Umfeld der *Chicago School of Criticism* in den 1960er-Jahren von Wayne C. Booth eingeführt wurde. Vielleicht gerade, weil der Begriff im engen Zusammenhang mit der Debatte um die Rolle des Autors innerhalb von Interpretationen steht, wurde er seit seiner Einführung virulent diskutiert, kritisiert und auch aktualisiert. Für die vorliegende Arbeit wird er im Sinne des interpretationspragmatischen Ansatzes verwendet, der den impliziten Autor als „Autor-Bild“ beschreibt, das der Rezipient anhand textueller Merkmale konstruiert. Zur Geschichte, Kritik und Modifizierung des Konzepts siehe einleitend SCHMID, [o.A.] www.lhn.uni-hamburg.de/article/IMPLIED-AUTHOR-REVISED-VERSION und ausführlicher in KINDT/MÜLLER, 2006.

7 EBD., S. 175.

8 SCHMID, [o.A.], www.lhn.uni-hamburg.de/article/IMPLIED-AUTHOR-REVISED-VERSION, § 1f.

3.1.2 Der Text als Kommunikationsangebot

Um zu verstehen, worin der Nutzen des Konzepts der Textfunktion liegt, ist es hilfreich, sich bewusst zu machen, dass ein Text nichts anderes ist als eine schriftlich fixierte Form der Kommunikation zwischen Autor und Leser. Kommunikationsprozesse werden häufig mithilfe der zweigliedrigen „Sender-Empfänger“-Metapher schematisch dargestellt. Für die Ermittlung der Textfunktion ist es jedoch notwendig, dieses Schema um zwei weitere Punkte bzw. Gedanken zu ergänzen, wie sie innerhalb von Luhmanns Systemtheorie beschrieben wurden.⁹ Dieser stellt den Kommunikationsprozess als Produkt einer dreifachen Selektion dar. Dabei verlangt die letzte Selektion die Unterscheidung und Erkenntnis der Differenz zwischen beiden.¹⁰ Damit Kommunikation zustande kommen kann, muss der Zuhörer den Unterschied zwischen Information und Äußerung erkennen und annehmen, dass der Sprecher diese Differenz so auch beabsichtigt hat: „Das, was sie [Kommunikation] mitteilt, wird nicht nur ausgewählt, es ist schon Auswahl und wird deshalb mitgeteilt.“¹¹ In dem Moment, in dem ein Text produziert wird, muss davon ausgegangen werden, dass es sich bei dem Produkt um etwas Bedeutsames handelt, also etwas, das es jemandem wert ist, die verschiedenen Hürden zu überwinden, um eine *histoire* in die materielle Realität zu überführen.¹² Des Weiteren verdeutlicht dies auch, dass ein Text zwangsläufig das Produkt eines „Mittel-Erkenntniskalkül[s]“¹³ des Autors sein muss. Textproduktion geschieht nicht aus der Beliebigkeit heraus; jeder Text ist das Produkt einer zielgerichteten Handlung,¹⁴ die kommunikativ und interaktiv ist. Damit die Kommunikation erfolgreich verläuft und somit das Ziel erreicht werden kann, muss der Text vom

9 LUHMANN, 1987. Vgl. Kap. 4 „Kommunikation“, S. 191–241.

10 EBD., S. 194.

11 EBD.

12 Obwohl dies auf alle Texte zutrifft, ist es im Hinblick auf mittelalterliche Textproduktion besonders anschaulich, insofern die Textproduktion hier mit einem erheblichen finanziellen und Arbeitsaufwand zusammenhing.

13 KNAPE, 2013, S. 136.

14 Auch wenn ein Text nur einen Zweck verfolgt, so hat er in der Regel unterschiedliche Ebenen von Sinn. Eine Chronik z. B. hat auch den Zweck, den Leser über Ereignisse und Personen der Vergangenheit zu informieren; gleichzeitig kann sie aber auch identitätsstiftende oder legitimierende Funktionen erfüllen.

Autor so angelegt sein, dass der Leser bzw. das avisierte Publikum ihn auch genau auf diese Weise verstehen kann. In dieser Hinsicht ist eine weitere Feststellung Luhmanns relevant, nämlich die, dass die gesendete Nachricht des Senders nicht gleich der empfangenen Nachricht des Empfängers ist, wie es in der zweigliedrigen Sender-Empfänger-Metapher suggeriert wird. Problematisch an dieser Metapher ist die dabei implizierte Vorstellung, die Nachricht des Senders sei, gleich einem unveränderlichen Objekt, identisch mit der Nachricht, die der Empfänger erhält.¹⁵ Zum einen handelt es sich bei einer Nachricht lediglich um ein (Sinn-)Angebot, das vom Zuhörer oder Leser auch missverstanden oder abgelehnt werden kann; zum anderen kann eine Nachricht nicht gleich einem materiellen Objekt *übergeben* werden. Vielmehr werden die durch den Sender übermittelten Zeichen durch den Zuhörer (re-)konstruiert, was das Bild der Nachrichtenübertragung als En- und Decodierungsvorgang treffender zu beschreiben vermag. In diesem Bild wird auch deutlicher, wie störungsanfällig und damit instabil dieser Vorgang ist. So können die Wahl eines falschen Inhalts, eines unpassenden Stils, einer falschen Sprache, aber auch kulturelle Differenzen und unterschiedliches Weltwissen den Kommunikationsversuch stören. Um das Gelingen der Kommunikation wahrscheinlicher werden zu lassen, muss der Autor seinen Text also an sein (intendiertes) Publikum anpassen. Er verwendet ein den Rezipienten bekanntes Sprach- und Regelsystem und richtet seinen Text thematisch und semantisch an seiner Vorstellung von diesem Zielpublikum aus. Er schreibt den Text für dieses Publikum, und entsprechend ist der Text auch auf die Bedürfnisse dieses Publikums ausgerichtet. Der Autor muss sich überlegen, welcher Interessentenkreis thematisch angesprochen werden soll, in welcher Sprache das Werk verfasst wird, welcher Stil und welche Gattung sich zur Darstellung eignen und welche genrespezifischen Merkmale ggf. eingehalten werden müssen oder sollen.¹⁶ Er antizipiert

15 LUHMANN, 1987, S. 195ff. Dementsprechend spricht Luhmann dann auch nicht mehr von *Sender-Empfänger*, sondern von *Ego-Alter*. In der vorliegenden Arbeit werden die Begriffe *Sprecher-Zuhörer* und analog dazu ebenso die Begriffe *Autor-Rezipient/Leser* verwendet.

16 Es liegt auf der Hand, dass jedes verwendete Regelsystem historisch und kulturell variabel ist. Dementsprechend ist es notwendig, sich mit den jeweiligen zeitgenössischen (Genre-)Konventionen auseinanderzusetzen, um den intendierten Textsinn rekonstruieren zu können. Mit der Untersuchung

die Erwartungen und den Kenntnisstand des Publikums an und über den erzählten Gegenstand und bezieht diese Überlegungen in die inhaltliche, textliche und materielle Gestaltung seines Textes ein. Die Textfunktion entsteht so zwar aufseiten des Autors als eine intentionale Leistung, jedoch muss er den Rezipienten und dessen Fähigkeiten, sein (Welt-)Wissen etc. bereits bei der Textproduktion mitdenken. Durch die Einhaltung der geltenden sprachlichen Regeln und spezifischen literarischen Konventionen kann der Autor den Text auf eine Art gestalten, dass der Rezipient mit der Kenntnis der angewandten Regeln und Konventionen die Nachricht möglichst genau rekonstruieren kann. Auch wenn jeder Text einen Bedeutungsüberschuss produziert und theoretisch individuell verschieden interpretiert werden könnte, so besitzt er gleichzeitig eine ihm eigene, rekonstruierbare Intention: „während die Sprache ein VIRTUELLES System von möglichen, aber noch nicht realisierten Auswahlmöglichkeiten ist, stellt der Text ein AKTUALISIERTES System dar [...]“. ¹⁷ Es ist daher nicht falsch, von einer Autorenintention zu sprechen.

3.1.3 Die Rolle des Rezipienten

Berücksichtigt man die Rolle, die der Leser innerhalb dieses Vorgangs einnimmt, so wird deutlich, dass das Phänomen *Erzählung* nur unter Berücksichtigung der Funktion des Rezipienten vollständig systematisch erfassbar ist. ¹⁸ Zum einen (re-)konstituiert sich Sinn erst im Rezi-

der historischen Variabilität von Erzählungen befasst sich der Arbeitsbereich „Historisches Erzählen“ am Zentrum für Erzählforschung der Universität Wuppertal.

17 BEAUGRANDE/DRESSLER, 1981, S. 27. Hervorhebung im Original.

18 Auch wenn darauf in einzelnen Arbeiten, aber vor allem in der Linguistik hingewiesen wurde, ist es einer der größten Mängel moderner Erzähltheorien, dass sie den Rezipienten nicht explizit in das theoretische Konzept ihrer Theorien einbeziehen. Die gesamte Sprachhandlung ist als Kommunikation aufzufassen und kann nur dann (als) sinnvoll verstanden werden, wenn der Rezipient mitgedacht wird. Vgl. dazu BEAUGRANDE/DRESSLER, 1981, oder neuer Hans-Jürgen PANDEL, 2010, der in seinem Artikel *Die wechselseitigen Erfahrungen von Erzähler und Zuhörer im Prozess des historischen Erzählens*, darauf hinweist, dass Erzählungen als Diskurssystem aufgefasst werden müssen, das aus Autor und Leser bzw. Erzähler und Zuhörer besteht.

pienten, und zum anderen ist der Text von Beginn an auf einen idealtypischen Rezipienten zugeschnitten, womit dieser die Beschaffenheit des Textes vor allem auf der textsemantischen Ebene bereits während der Entstehung beeinflusst. Da der Rezipient vom Autor als idealtypischer Rezipient lediglich imaginiert bzw. konstruiert ist, spricht man analog zur Vorstellung des *impliziten Autors* auch vom *impliziten Leser*.¹⁹ Die Vorstellung eines impliziten Lesers ermöglicht es dem Autor, potenzielle Störfälle innerhalb der Kommunikation zu minimieren, indem er die Codierung der Nachricht an den jeweiligen Rezipienten anpasst. Es gilt: Je spezifischer ein Text verfasst (codiert) ist, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass der empirische Rezipient die Nachricht des empirischen Autors richtig decodiert und damit die Intention „richtig“ versteht. Der Autor kann sein Werk z. B. als Chronik bezeichnen und damit dem Leser von Beginn an einen Verständnisrahmen bzw. einen Interpretationskontext des Inhalts vorgeben. Weitere Hinweise geben die inhaltliche Gestaltung und andere (genrespezifische) Merkmale. Reguliert wird Kommunikation also ganz grundlegend durch die geltenden Regeln der jeweiligen Sprache und Grammatik, aber auch durch die jeweils spezifischen Kommunikationsregeln, die im Sonderfall der schriftlichen Kommunikation zusätzlich durch literarische Konventionen ergänzt werden. Lyrik etwa muss anderen Regeln folgen als Historiografie, um als Lyrik erkannt und interpretiert werden zu können. Dadurch hat der Autor die Möglichkeit, über die inhaltliche Markierung des Textes hinaus dem Leser zusätzlich über die Art der sprachlichen Codierung weitere Informationen über die Textfunktion anzubieten. Da die Möglichkeiten der Akzentuierung des Geschriebenen etwa durch Intonation, Gestik oder Mimik in der geschriebenen Sprache wegfallen – sie ist in dieser Hinsicht quasi eindimensional begrenzt –, können bzw. werden diese Interpretationshilfen durch genrespezifische Merkmale und/oder andere *visuelle* Marker dem Schriftbild beigelegt.²⁰ Zu denken ist dabei etwa an Fettung oder Kursivierung als Ersatz für Into-

19 SCHMID, [o.A.].

20 Zu denken ist hier beispielsweise auch an farbliche Markierungen, wie etwa in Heinrich Wittenwilers *Ring*. Wittenwiler kennzeichnet in seinem Werk, allerdings nur vermeintlich, die ernsthaften didaktischen Passagen mit einem roten Strich, das „*gpahren geschrai*“, hingegen mit einem grünen Strich am Rande. „*Die rot die ist dem ernst gemain, Die grünen ertzaigt uns törpelleben.*“ Zitiert nach BRUNNER, 2007, S. 10.

nation oder an Fußnoten als Möglichkeit der Etablierung einer zusätzlichen Erzählebene und/oder als Merkmal wissenschaftlichen Arbeitens.

Durch diese strikte Regulierung des kommunikativen Vorgangs erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass der Leser den Text im intendierten Sinne verstehen kann und der Kommunikationsversuch damit erfolgreich ist. Die vermeintliche Schwäche des kommunikativen Vorgangs, nämlich dessen grundlegende Instabilität, wird zum eigentlichen Vorteil, indem sie überhaupt erst die stark regulierten Prozesse erforderlich macht. Die strikte Regulierung wiederum dient der Stabilisierung des Systems und führt schließlich dazu, dass die Texte eine Sinnstabilität erhalten, was schließlich die Textfunktion theoretisch dauerhaft rekonstruierbar werden lässt.²¹ Hier liegt schließlich die Leistung der deskriptiven Narratologie für die Analyse von Erzählungen vor, insofern sie a) den grundlegend strukturellen Charakter von Erzählung offenlegt; b) diese Struktur als bedeutungsstiftendes Element erkennt und c) dessen Analyse theoretisch fundiert und methodisch strukturiert. Wichtig ist die Ermittlung der Textfunktion deshalb, weil sie die Aussagekraft eines Textes determiniert, indem sie auf die ursprüngliche Aussageintention des Autors fokussiert und damit eine Verbindung zur Entstehungszeit und den Kontext des Werkes herstellt. Dementsprechend stellt sie ein Fenster in die vergangenen (Erzähl-)Kulturen dar.

3.2 Genre als funktionale Einheit

Eine der wichtigsten Interpretationshilfen für den Leser ist die Zuordnung des Textes zu einem Genre bzw. zu einer Gattung.²² „For the reader, genres constitute sets of expectations which steer the reading process. Generic repertoires may be regarded as bodies of shared knowledge [...]. As sets of norms of which both readers and writers are aware, genres fulfil an important role in the process of literary communication.“²³ Dabei folgt jedes Genre historisch und kulturell variablen

21 Wäre dies nicht der Fall, so würde das System Schrift nicht funktionieren.

22 Vgl. GYMNICH/BUTLER, 2007. Zu Gattungen als kulturelle Sinnstiftungsmodelle siehe PETERS, 2003. Die Begriffe Gattung und Genre werden hier synonym verwendet.

23 NEUMANN/NÜNNING, 2007, S. 13.

Vorgaben und Regeln, die dann genrekonstituierend wirken. Dazu können der Inhalt, die Gestaltung des Textäußeren (Covergestaltung, struktureller Aufbau, Gliederung), die Paratexte (Überschriften, Inhaltsverzeichnisse, Einleitungen, Listen), aber auch semantische und textuelle Merkmale (Sprache, Stil, Metrik) sowie bestimmte Kulturtechniken, wie etwa die Fußnote, zählen.²⁴ Die formal-inhaltliche Ebene des Textes gibt, graduell jeweils unterschiedlich gewichtet, Hinweise auf die Textgattung. Während z. B. ein Sonett ausschließlich über formale Aspekte definiert wird, definiert sich ein Genre wie Geschichtsschreibung scheinbar hauptsächlich über inhaltliche Aspekte. Jedoch teilt sich auch Geschichtsschreibung als Genre über formale Aspekte in Subgattungen bzw. unterschiedliche Kategorien auf: So unterscheidet sich die Textgattung des historischen Romans unter anderem dadurch von wissenschaftlicher Historiografie, dass innerhalb dieser Gattung in der Regel keine Fußnoten verwendet werden. Grundsätzlich gibt es *notwendige* und *typische* Merkmale. Je mehr typische Merkmale ein Text aufweist, desto mehr gleicht er dem generischen Prototyp.²⁵

Durch die Inskription eines Genres wird dem Leser ein Interpretationshorizont vorgegeben, der die Komplexität des vorgefundenen Inhalts reduziert und dadurch den intendierten Sinn weiter spezifiziert.²⁶ Eine Aufzählung von Lebensmitteln in Verbindung mit Mengenangaben und Zubereitungshinweisen ist in einem Lyrikband anders zu interpretieren als in einem Kochbuch. Gleichzeitig verbindet der Gattungsbegriff „außer- mit innerliterarischem Wissen“,²⁷ insofern Genres das Verhältnis von Textinhalt zu Realität näher bestimmen: Ein historischer Roman formuliert ein anderes Verhältnis zur Realität als ein wissenschaftlicher Artikel, eine Biografie ein anderes als ein Roman. In Hinblick auf die Kommunikation zwischen Autor und Leser erfüllt *Genre* die Funktion eines Decodierungsschlüssels, mit dessen Hilfe die vom Rezipienten vorgefundenen Zeichen anhand eines vorgegebenen Systems entschlüsselt werden können. Wie wichtig das Erkennen bzw. die Zuschreibung des Genres für die Textinterpretation ist, wird am Bei-

24 Diese Merkmale können kombiniert oder für sich stehend zur Klassifizierung von Gattungen verwendet werden. Vgl. dazu NEUMANN/NÜNNING, 2007, S. 4.

25 GYMNICHS/NEUMANN, 2007, S. 37.

26 BERG, 2014, S. 7.

27 EBD., S. 7.

spiel von John Barbour's *The Bruce* deutlich. Für den Leser ist es zur Bewertung des ontologischen Status des Inhalts nicht nur relevant, sondern scheinbar unabdingbar zu wissen, ob es sich bei dem Werk um eine Biografie, eine Chronik oder um einen (historischen) Roman handelt. In der Forschung werden deshalb immer wieder neue Versuche der Gattungszuordnung unternommen.²⁸ Wie nachhaltig wir Genrekonventionen verpflichtet sind, zeigt auch das Beispiel des Romans *Marbot. Eine Biografie*²⁹ von Wolfgang Hildesheimer. Er suggeriert dem Leser bei *Marbot*, es handle sich um die echte Biografie eines Andrew Marbot. Der gesamte Aufbau, Titel, Stil und die inhaltliche Gestaltung betonten die vermeintliche Authentizität des Werkes und dementsprechend auch des Inhalts. Die Illusion ist schließlich so gelungen, dass sich ein ernstzunehmender Literaturwissenschaftler auf Spurensuche Marbots in Italien und England begab und dort sogar fündig geworden sein will.³⁰ Dieses Beispiel verdeutlicht, dass jeder Leser jedes Werk von Anfang an klassifiziert, seinem Weltwissen entsprechend einordnet und danach entscheidet, welchen ontologischen Status und Wert er dem Inhalt zuschreibt. Daraus wird deutlich, dass die Funktion des Genres hauptsächlich darin liegt, den jeweiligen Text und dessen Inhalt in Bezug zum Weltwissen des Lesers zu setzen. Dies ermöglicht es dem Rezipienten, die „Welt- und Erfahrungshaltigkeit“ von Texten im Hinblick auf ihren Wirklichkeitsbezug und -status zu bewerten und ihnen ihre spezifische Bedeutung zuzuschreiben.³¹ Eine Biografie formuliert einen anderen Geltungsanspruch und Bedeutungsrahmen als ein Roman, eine Chronik einen anderen als Lyrik.

Im Folgenden soll zur näheren Bestimmung des Genres und dessen Funktion das Konzept des *kompakten Gattungsbegriffes*, wie er von Marion Gymnich und Birgit Neumann im Artikel *Vorschläge für eine Relationierung verschiedener Aspekte und Dimensionen des Gattungskonzepts: Der Kompaktbegriff der Gattung*³² formuliert wird, zugrunde

28 Vgl. Kap. 4.3 dieser Arbeit.

29 HILDESHEIMER, 1981.

30 Es handelte sich dabei um Peter Wapnewski, der kurioser Weise in einem englischem Pub sogar von Marbot sprechen gehört haben will. Vgl. Peter WAPNEWSKI über Wolfgang Hildesheimer: ‚Marbot‘, in: Der Spiegel, 04.01.1982, S. 109.

31 BERG, 2014, S. 1.

32 GYMNICH/NEUMANN, 2007.

gelegt werden. Das Konzept scheint für die Beschreibung und Interpretation besonders geeignet, da es die bisher meist isoliert betrachteten Dimensionen von Gattungsbestimmungen zueinander in Bezug setzt. Gleichzeitig werden innerhalb dieses Konzeptes, wie bei der vorliegenden Arbeit, die einzelnen Aspekte des Systems vor allem im Hinblick auf ihre Funktion innerhalb des Systems betrachtet und interpretiert. Unter der Prämisse, dass es sich bei einem Text um eine kommunikative Okkurrenz handelt und Gattung selbst auch als ein *kommunikatives* Element des Textes zu fassen ist, werden die textuelle Ebene (formal und inhaltlich), die historisch-kulturelle Dimension (synchron und diachron) und die individuell-kognitive Ebene von Konzepten der Gattungstheorie auf *funktionaler* Ebene zusammengeführt. Das ermöglicht die ganzheitliche Analyse und Beschreibung eines Textes und seiner Funktion. Der Text wird dadurch als singuläres Phänomen beschreibbar, das aber gleichzeitig als spezifisch historisch-kulturell präformiert und prägend wahrgenommen wird. Dadurch wird zusätzlich eine kulturwissenschaftlich-historisch relevante Ebene der Gattungsbestimmung eröffnet. Diese Konzeption kann auf die Untersuchung im Rahmen der vorliegenden Arbeit übertragen werden. *Genre* kann dann folgendermaßen beschrieben werden: Ein Genre konstituiert sich aus historisch und kulturell variablen Merkmalen, die inhaltlicher und/oder formaler Natur sind, welche die Funktion erfüllen, die individuell-kognitive Rezeption des Lesers zu steuern; in dieser Hinsicht ist *Genre* somit als eine funktionale Einheit zu verstehen. Schließlich sind Gattungsmuster „kollektiv verfügbare Wegweiser für Sinnbildung [...]“.³³ Damit können anhand der Analyse des Genres nicht nur Aussagen über die spezifische Textfunktion getroffen werden – vielmehr können die Ergebnisse dieser Analyse zu einem späteren Zeitpunkt dazu dienen, den Text an den historisch-kulturell geformten Kontext zurückzubinden und damit den Zusammenhang zwischen einem Werk und seiner spezifischen Entstehungszeit herauszuarbeiten.

33 PETERS, 2003, S. 229.

3.3 Exkurs Rhetorik

Im Mittelalter war es vor allem die Rhetorik als Lehre vom Nutzen und der richtigen Anwendung von Sprache, welche sich methodisch und theoretisch mit den grundlegenden Regeln der Textgestaltung auseinandersetzte.³⁴ Sie wurde in der griechischen und römischen Antike zur Konzeption von vorgetragenen Reden, etwa von Verteidigungs- oder Anklagereden, verwendet. Ziel war es, mithilfe der richtigen Worte die Richter von der Schuld oder Unschuld des Angeklagten zu überzeugen. So entstammt etwa die im Mittelalter unter Autoren weitverbreitete Bescheidenheitsformel noch dieser Tradition; hier sollte der Hinweis auf die mangelhafte Vorbereitung den Richter milde stimmen. Solche Formen von affektierter Bescheidenheit wurden dann auch gern um den Hinweis ergänzt, dass man sich nur deswegen an das Schreiben wäge, weil ein Freund oder Gönner einen entsprechenden Wunsch oder Befehl geäußert habe.³⁵ In diesem Kontext ist auch die häufig hervorgebrachte Kritik an der gewollten sprachlichen Konstruktion von Reden oder Texten zu sehen, die vor allem, aber nicht nur in der Spätantike formuliert wurde. Dabei wurde die Dialektik als „Falle für Gutgläubige“³⁶ angesehen, die Rhetorik hingegen sei „zur Ungerechtigkeit und Verleumdung“³⁷ erfunden. Im Zentrum der Kritik stand dabei auch die Frage nach dem Verhältnis von heidnischen Wissenschaften und christlichem Glauben. Diese Auffassung änderte sich jedoch, und bereits Augustinus, Hieronymus und Isidor vertraten die These, dass die Ausbildung in den sprachlichen *artes* als Grundlage für die Bibelexegese unverzichtbar sei.³⁸ Dementsprechend wurde die Rhetorik ununterbrochen von der Antike bis ins Mittelalter gelehrt. Im Mittelalter hatte sich die Rhetorik dann als eigenständiges Fach an den Universitäten durchgesetzt. Als Teil des Triviums stand sie gleichberechtigt neben der Grammatik und der Dialektik. Wie Maximilian Schuh in seinem Artikel

34 Vgl. COPELAND [u. a.], 2009; CURTIUS, 1993; KEBLER, 2004.; UEDING/STEINBRINK, 2011; MOOS, 2006, bes. Kap. 10. Zu Geschichtsschreibung und Rhetorik bes. KEBLER, 2004.

35 CURTIUS, 1993, S. 93f.

36 UEDING/STEINBRINK, 2011, S. 49.

37 EBD.

38 CURTIUS, 1993, S. 56.

*Wein ist viel herrlicher als Bier*³⁹ feststellt, war der Rhetorikunterricht – zumindest an der Ingolstädter Universität – einer der beliebteren Kurse. Hier konnten die Studenten innerhalb kürzester Zeit viel unterschiedliches Wissen erwerben und sich damit besser für eine Anstellung außerhalb der Universität qualifizieren.⁴⁰ Entsprechend belegte jeder Student, gleich wie lange er studierte, das Fach Rhetorik. Zu sehen ist dies unter anderem an den aus dem Spätmittelalter stammenden Lehrbuch des Peter Leschers, *rhetorica pro conficiendis epistolis accommodata*, mit dem die Rhetorik an der Ingolstädter Universität gelehrt wurde. Leschers Libellus war in drei Teile gegliedert: in den *modus epistolandi*, die *ars latinisandi* und eine lateinische Stilkunde unter expliziter Anlehnung an die *Elegantiolae* von Augustinus Datus.⁴¹ Die Libelli verdeutlichen, dass die Bedeutung des Rhetorikunterrichts offensichtlich eher in der allgemeinen Qualifizierung gesehen wurde. Gleichzeitig bedeutet dies, dass sie mitunter zu einer reinen Stillehre reduziert wurde und eher die Funktion eines Allgemeinbildungsfaches erfüllte.⁴² Zur ausführlichen Lehre wurden vor allem der damals noch Cicero zugeschriebene Text *Rhetorica ad Herennium*⁴³ und Quintilians *Institutio oratoria*⁴⁴ eingesetzt. Diese waren die wichtigsten Grundlagenwerke der mittelalterlichen Rhetoriklehre. Die Rhetorik des Aristoteles,⁴⁵ die heute gern zitiert und immer noch an Universitäten unterrichtet wird, war lange Zeit unbekannt, wurde somit nicht rezipiert und blieb damit für das gesamte Mittelalter insgesamt eher bedeutungslos.⁴⁶

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass alle mittelalterlichen Autoren zumindest eine rhetorische Grundausbildung besaßen. Auch wenn in der modernen Forschung zur Rhetorik kritisiert wird, dass die Rhetoriklehre des Mittelalters – ebenso wie die Dialektik – nur noch ein Schatten ihrer selbst gewesen sei, so ist dennoch klar, dass den Schülern die Vermitteltheit und das suggestive Potenzial von Sprache

39 SCHUH, 2015.

40 EBD., S. 129f.

41 SCHUH, 2015, S. 130.

42 MOOS, 2006, S. 239.

43 NÜSSLEIN, 1994.

44 BUTLER, 1958.

45 KRAPINGER, 1999

46 CURTIUS, 1993, S. 74.

und deren Produkt deutlich wurde.⁴⁷ Die Rhetorik vermittelte Wissen über die regulierte Anwendung von verschiedenen Stilmitteln und ist in dieser Hinsicht mit der Narratologie verwandt. Beide Disziplinen beschäftigen sich mit der Formelhaftigkeit sprachlicher Gestaltung, den damit zusammenhängenden Möglichkeiten und den Auswirkungen, welche die sprachliche Struktur eines Textes auf dessen Rezeption besitzt. Es ist also davon auszugehen, dass mittelalterliche Autoren ein grundlegendes theoretisches Textverständnis besaßen und sich der Regelhaftigkeit des Sprachgebrauchs bewusst waren. Entsprechend lässt sich eine narratologische Analyse mittelalterlicher Texte auch jenseits von etwaigen kulturellen oder anthropologischen Konstanten rechtfertigen. Auch mittelalterliche Texte wurden von ihren Autoren zielgerichtet konzipiert und können deshalb ebenso zielgerichtet analysiert werden.

47 Moos, 2006, S. 239.